

Relationierung statt Relativierung Gewaltkritik in Zeiten terroristischer Gewalt

Claudia Brunner

Von Terrorismus zu sprechen und sich damit zufrieden zu geben sorgt für Eindeutigkeit und dient der Selbstvergewisserung. Es entbindet uns von der heiklen Frage nach der Legitimität – nicht nur der konkreten Tat, sondern auch der politischen Ordnung, gegen die sich die Gewalt richtet. Auf Basis eines feministischen Verständnisses von Frieden und Sicherheit sollte jegliche Form von Gewalt differenziert betrachtet werden.



Aus feministischer Perspektive ergibt es wenig Sinn, der allgemeinen Debatte um die zutreffendste Definition von Terrorismus eine x-te Variante hinzuzufügen. Viel näher liegt es, den Terrorismusbegriff selbst als Kampfbegriff zu verstehen, der zwar politisch nutzbar, analytisch jedoch wenig hilfreich ist. So werden bestimmte Ereignisse als terroristische bezeichnet, während andere gewaltförmige Strukturen der geopolitischen Ordnung unbenannt bleiben und Kriege zu ihrer Aufrechterhaltung selbstverständlicher werden. Differenziert über Terrorismus sprechen zu wollen ist keinesfalls gleichbedeutend mit der Relativierung des Phänomens. Es beinhaltet vielmehr dessen Relationierung, also ein in Beziehung setzen zu offensichtlichen Prozessen und Strukturen von Gewalt.

Was eine feministische Perspektive in Rückbesinnung auf ihre grundlegende Gesellschaftsanalyse leisten kann und soll, ist also die Kontextualisierung jeglicher Gewalt in ihrem größeren Zusammenhang, und das in zeitlicher ebenso wie in räumlicher Hinsicht. Das tut Feminismus seit seinen Anfängen, und er hat beständig dazugelernt, neben dem Geschlechterverhältnis auch andere Macht- und Herrschaftsverhält-

nisse in seine Analysen zu integrieren. Insbesondere Schwarzer und Postkolonialer Feminismus haben den im Weißen Europa oft allzu engen Blick für Fragen globaler Ungleichheitsverhältnisse geschärft, die immer auch Gewaltverhältnisse sind – und das nicht nur in Bezug auf Geschlechterfragen.

Wir sind hier, weil ihr dort wart

Selbstverständlich sind die jüngsten Anschläge in Paris, Brüssel und Berlin zu verurteilen. Aber warum fällt es so schwer, sie mit jenen in Mossul, Bagdad oder Kabul in Beziehung zu setzen? Und erst recht mit westlichen Wirtschafts- und Sanktionspolitiken sowie militärischen Interventionen in eben jenen Regionen, aus denen die Gewalt gegenwärtig „zu uns“ zurückkommt.

„Wir sind hier, weil ihr dort wart“ trifft nicht nur auf Fragen der Migration zu, in deren Kontext dieser Slogan in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Zuge der Dekolonisierung der sogenannten Dritten Welt entstand. Auch die uns immer noch überraschende Gewalt terroristischer Anschläge rückt den Metropolen der westlichen Welt immer näher.

Wir sind überrascht, obwohl deren (nicht nur) militärische Präsenz im globalen Süden immer wieder von neuem daran beteiligt ist, die geopolitische Verteilungsgerechtigkeit herzustellen, von der der Norden profitiert. Auch wenn es keine einfachen politischen Antworten gibt, so sollte dieser Zusammenhang doch inzwischen unmissverständlich sein. Vor diesem Hintergrund sind die immer gleichen narrativen Muster von Medien und Politik mehr als ärgerlich. Mit diesen wird notdürftig ein Sinnzusammenhang hergestellt, der die vermeintlich völlig überraschenden Gewaltakte im Herzen des „Friedenskontinents Europa“ zu erklären vorgibt.

Diese von Rassismus und Ignoranz durchwobenen Muster sind naiv und gefährlich, weil sie nicht Teil der Lösung sind, sondern Teil des Problems: globale Gewaltverhältnisse, von denen Europa seit Jahrhunderten profi-

tiert und für deren Verständnis die isolierte Analyse aktueller terroristischer Akte nicht ausreicht.

Kolonialität, strukturelle und epistemische Gewalt

Der Terrorismusbegriff lässt uns auch vergessen, dass Gewalt nicht nur dann im Spiel ist, wenn wir Blut sehen. Strukturelle Gewalt, ein zentrales Konzept im feministischen Repertoire, mag akademisch aus der Mode gekommen sein, aber politisch ist es alles andere als obsolet. Strukturelle Gewalt bildet die Infrastruktur unzähliger anderer Formen von Gewalt, die von Feministinnen seit Jahrzehnten analysiert und kritisiert werden. Dazu zählen nicht nur unterschiedlichste Formen direkter und physischer Gewalt, sondern auch visuelle und sprachliche Gewalt, symbolische und kulturelle oder auch epistemische Gewalt. Episteme meint dabei nicht Wissen an sich, eine wissenschaftliche Aussage oder ihren Wahrheitsgehalt; vielmehr hinterfragt man damit die Entstehungsbedingungen und Möglichkeiten von Erkenntnis und Wissen.

In Bezug auf die aktuelle Terrorismusdebatte können wir unter epistemischer Gewalt Praktiken verstehen, mit denen als terroristisch benannte Gewaltphänomene analysiert und erklärt bzw. Maßnahmen zu deren Bekämpfung gerechtfertigt werden. Ein Zusammenhang mit struktureller Gewalt in ihrer globalen Dimension wird dabei erst gar nicht hergestellt. Dies würde der vereinfachten Darstellung die Selbstverständlichkeit nehmen. Epistemische Gewalt ist tief in unser Wissen eingelagert, ebenso wie in die Wege, auf denen wir zu diesem Wissen kommen. Im Kontext von Kolonialität, Macht und Wissen wird verständlich, warum epistemische Gewalt – gewissermaßen als Bindeglied zwischen anderen Formen von Gewalt – so nachhaltig wirksam ist.

Auch wenn die historisch-politische Phase des Kolonialismus als abgeschlossen gilt (und auch das erst seit wenigen Jahrzehnten und nach blutigen Befreiungskämpfen), so sind seine

unzähligen gewaltförmigen Ausprägungen (im Verlauf von immerhin 500 Jahren) in ihrer Kolonialität bis heute wirksam. Die hartnäckigsten unter ihnen, Rassismus und die darauf basierende globale Ungleichverteilung von Ressourcen und Arbeit, werden auch durch epistemische Gewalt immer wieder normalisiert und damit unsichtbar gemacht. Und sie sind eng verweben mit zahlreichen vergeschlechtlichten Formen von Gewalt.

Feministische Utopie Gewaltfreiheit

Das Bestehen auf einem weiten Verständnis von Gewalt macht die feministische Utopie von Gewaltfreiheit zu einer ambivalenten Herausforderung. Denn dann geht es nicht mehr nur um einen wohlmeinenden Pazifismus von Privilegierten, deren Lebensrealität eine Distanzierung von direkter physischer Gewalt vergleichsweise einfach macht. Ein dezidiert weiter Gewaltbegriff, der auch strukturelle, symbolische, kulturelle, normative, ethische oder epistemische Gewalt einschließt, verkompliziert die ohnehin schon anspruchsvolle Utopie. Doch das Bestehen sowohl auf einem weiten Begriff von Gewalt als auch auf einer Eindämmung ihrer Phänomene zeichnet feministische Theorie und Praxis aus. Daran orientierte Politik und Wissenschaft darf in antifeministischen und gewalteskalierenden Zeiten weder auf das eine noch auf das andere verzichten.

Lesetipp: Claudia Brunner (2015): Das Konzept epistemische Gewalt als Element einer transdisziplinären Friedens- und Konflikttheorie. In: Werner Wintersteiner/Lisa Wolf (Hg.): Friedensforschung in Österreich. Bilanz und Perspektiven, Klagenfurt, Drava, 38-43, [www.uni-klu.ac.at/frieden/downloads/779_Jahrbuch_Friedenskultur_2015_PRINT_end\(1\).pdf](http://www.uni-klu.ac.at/frieden/downloads/779_Jahrbuch_Friedenskultur_2015_PRINT_end(1).pdf)

Zur Autorin: Claudia Brunner ist feministische Sozialwissenschaftlerin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind politische und epistemische Gewalt, kritische Friedens- und Konfliktforschung, feministische und post- bzw. dekoloniale Ansätze der Internationalen Beziehungen. Sie ist Assistenzprofessorin am Zentrum für Friedensforschung und Friedenspädagogik der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt und lehrt an Universitäten in Österreich und Deutschland.